

Die Ordnung der Geschlechter. Männer und Frauen in der Diakonie

Die Singularität dieses Themas im Gesamtkontext der Tagung sagt etwas über die Relevanz aus, die Genderfragen mittlerweile zugemessen wird: Sie sind ein *Aperçu*, eine Fußnote – und vielleicht ist dies im 21. Jahrhundert, in dem Frauen Bundeskanzlerinnen werden und nicht nur Supermodels schulen, auch durchaus angemessen. Da in der deutschen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts die Gleichberechtigung erreicht zu sein scheint, wird dem Aspekt, welche habituell internalisierten Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit (diakonie)geschichtlich wie aktuell Geltung beanspruchen, meist nicht mehr viel Beachtung geschenkt.

Gleichwohl ist ein Blick auf die Geschlechterordnung des 20. Jahrhunderts in der Diakonie erhellend – zeigt er doch Umbrüche und Wandlungen im Hinblick auf die im 19. Jahrhundert weitgehend zementierten Vorstellungen von männlicher Autorität und weiblichem Dienst. Die Vielfalt innerhalb der Geschlechterordnungen im 20. Jahrhundert spiegelt sich auch in den Konstruktionen von Weiblichkeit innerhalb der Diakonie: Spätestens seit den 1960er Jahren zeigen sich bereits stärkere Diskrepanzen zwischen offizieller Vorgabe einerseits und mangelnder Internalisierung auf Seiten der Schwestern andererseits.¹ In der folgenden Untersuchung geht es mir jedoch nicht darum, ein Bild aus gedruckten Quellen und Archivmaterialien zu zeichnen, sondern das Selbstverständnis der Diakonissen anhand ihrer eigenen mündlichen und schriftlich dokumentierten Aussagen zu rekonstruieren.²

Silke Köser konnte in ihrer grundlegenden Untersuchung zu den kollektiven Mentalitäten Kaiserswerther Diakonissen im 19. Jahrhundert auf breiter Basis dokumentieren, wie die Normen, denen sich die Diakonissen

1 Vgl. hierzu Ute Gause, *Kirchengeschichte und Genderforschung*, Tübingen 2006, S. 203–214.

2 Vgl. zur Methodik ausführlich: Ute Gause/Cordula Lissner, *Einleitung: Auf der Suche nach dem Alltagsgedächtnis einer Institution*, in: dies. (Hgg.), *Kosmos Diakonissenmutterhaus*, 2. Auflage, Leipzig 2005, S. 9–32.

zu unterwerfen hatten, von den männlichen Vorstehern entworfen, veröffentlicht und gepredigt wurden. Ob es die im Publikationsorgan von Kaiserswerth, dem „Armen- und Krankenfreund“, veröffentlichten Nekrologe waren oder die von Theodor Fliedners Nachfolger und Schwiegersohn Julius Disselhoff publizierte „Pastoralbriefe an meine lieben Diakonissen“³ – untermauert mit den entsprechenden Bibelstellen wurde pathetisch auf die Grenzen weiblichen Selbstbewusstseins hingewiesen. Gleichzeitig tritt das religiöse Sendungsbewusstsein des männlichen Vorstehers direkt im ersten seiner Briefe unverblümt zutage:

„Ich kann euch, liebe Schwestern, hier meinen inneren Lebensgang nicht erzählen. Eins aber kann und muss ich sagen: Mein Fleisch und Blut hat das Amt, welches nun auf mich gelegt ist, nicht begehrt. Gott hat mich mit Gewalt hineingestoßen. Ich selbst wünschte vordem, meinem Herrn in ganz anderer Weise zu dienen. Wie Abraham seinen einzigen und geliebten Sohn Isaak, das Schoßkind, seinem Gotte im Gehorsam des Glaubens aufopfern musste, so hat des Herrn starke und weise Gnade auch mir das Schoßkind meines geistigen Lebens nehmen und mich auf den Weg hintreiben müssen, auf welchem er mich jetzt hat. [...] Warum erzähle ich das? Um Euch in etwa verständlich zu machen, dass mir, auch wenn ich mit viel innerem Zittern und Beben mein Amt antrete, dasselbe doch als ein von *Gott gegebenes* Amt aufliegt.“⁴

Die von Gott gegebene Autorität machte jeden Widerspruch zu einem Aufbegehren gegen Gott selbst. Diese Argumentation stellte anscheinend ein wirksames Muster dar – auch Theodor Fliedner konnte auf ähnliche Weise jede Kritik an seiner Person zurückweisen. Silke Köser hat hier in Anlehnung an Max Weber von einer charismatischen Herrschaft gesprochen. Diese Stilisierung entspricht derjenigen, die wiederum den Diakonissen geradezu komplementär zugeordnet wird: das Gegenbild des Dienstes und des Dienerinnen-Seins. Gerade die Nekrologe dienten als Diakonissenspiegel:

„Die Diakonissin an sich mit ihren besonderen Eigenschaften und Aufgaben wurde in jedem Lebenslauf neu rekonstruiert und aktualisiert. Dabei wurden die individuellen Züge der Verstorbenen in einem idealisierten Berufsbild bereinigt. [...] Die Autoren wurden nicht müde, immer wieder zu betonen, wie fleißig, gewissenhaft, treu, liebevoll, still, tüchtig, ehrsam, demütig, sanftmü-

3 Julius Disselhoff, Aus den Pastoralbriefen an meine lieben Diakonissen, Düsseldorf, o.J.

4 Ebd., S. 5 f. (Hervorhebung im Original).

tig, geduldig, fromm, gehorsam, einfältig, hingebungsvoll, selbstverleugnend die Diakonissen waren und lobten ihre Kraft und Ausdauer, die sie für das ihnen übertragene Amt an den Tag legten.“⁵

Gleichzeitig konnte Silke Köser jedoch auch schon für das 19. Jahrhundert gewisse Unterwanderungsprozesse konstatieren. Sie zeigen, dass die Schwestern sich ihre eigene Erinnerungskultur schufen und unabhängig von den ihnen gebotenen Vorbildern eigene Wege verfolgten. Die Schwestern weigerten sich, die von Fliedner selber gedichteten Diakonissenlieder zu singen. Auch der von ihm eingeführte Brauch, beim 25-jährigen Schwesternjubiläum den Schwestern einen Myrthenkranz aufsetzen zu wollen, wurde 1893 auf der Diakonissenkonferenz abgeschafft – wahrscheinlich wegen der Parallele zur Hochzeit, der bei den Frauen, die bei ihrem Jubiläum bereits älter waren, ein Gefühl des Lächerlichseins auslöste.⁶

Der heutige Blick soll jedoch auf etwas Anderes gelenkt werden, um jenseits der Normierungsversuche durch männliche Vorstände in der weiblichen Diakonie einen vielleicht authentischeren Zugang zu ermöglichen: Das Quellenkorpus, das ich vor langer Zeit mit Cordula Lissner – basierend auf den Interviews mit Kaiserswerther Diakonissen – erstellt habe, habe ich ein zweites Mal durchgeschaut. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie die Geschlechterordnungen in der Binnenperspektive der Schwestern aussehen bzw. ob sich Veränderungen der Geschlechterordnungen im 20. Jahrhundert in den autobiographischen Erzählungen finden. Interessant an dieser Perspektive ist, dass das Hierarchiegefüge ‚Mutterhaus‘ nicht immer, aber durchaus auch kritisch in den Blick kommt. Dieser Blick hat zusätzlich den Vorteil, dass er das ‚doing gender‘ einer Generation von Diakonissen aus ihren eigenen Vorstellungen herleitet und nicht von der – vielleicht fälschlichen – Gleichsetzung offizieller Normen und einem damit kongruenten Verhalten ausgeht.

5 Silke Köser, „Denn eine Diakonisse darf kein Alltagsmensch sein“. Kollektive Identitäten Kaiserswerther Diakonissen 1836–1914, Leipzig 2006, Zitat: S. 363.

6 Vgl. ebd., S. 401. Silke Köser vermutet allerdings, dass die Diakonissen sich aufgrund des Selbstverleugnungsideals scheuten, die Ehrung mit dem Kranz anzunehmen; zu den Liedern vgl. ebd., S. 442 f.

1. Oral History als Methode zur Erforschung von Frauengeschichte(n)

Inwiefern die Oral History als Methode für die Diakoniegeschichte wichtig ist, hat kürzlich Cordula Lissner in einem Aufsatz deutlich gemacht, in den sie ihre Erfahrungen mit unserem gemeinsamen Kaiserswerther Oral History-Projekt einfließen ließ. Sie beschreibt eingangs die Entstehungsbedingungen der Oral History in den Geschichtswerkstätten der 1970er/80er Jahre, ebenfalls innerhalb der Frauenbewegung. Während die Geschichtswissenschaft zunächst vor allem die Unverlässlichkeit dieser Quellen im Hinblick auf Datierungen und die Erinnerung von bedeutenden historischen Ereignissen kritisierte, rückte vor allem durch die Kulturwissenschaft der Wert dieser Quellen als „Schlüssel zum Verständnis von Mentalitäten“, als „Wegweiser [...] zu individuellen und kollektiven Erfahrungen von Menschen in bestimmten historischen und sozialen Kontexten“ ins Blickfeld.⁷ Oral History biete, so Cordula Lissner resümierend zum Kaiserswerther Projekt, „Zugang zu menschlichem Verstehen und Nichtverstehen, zu Wissen und Nichtwissenwollen, zu Prozessen von Lernen und Sich Entwickeln, zu Erinnerungen an Bindungen, Trennungen und Emotionen, zur immer wieder neuen Interpretation der eigenen Lebensgeschichte.“⁸ Diese sehr offenen Formulierungen weisen darauf hin, dass in der Deutung von autobiographischen Erzählungen der Aspekt der Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte mitbedacht werden muss, in dem Sinne, dass jede Diakonisse eine Geschichte erzählt, „darüber, was ihr Leben ist und, wichtiger noch, was ein Leben sein sollte“.⁹ – Das heißt, um mit Freud zu sprechen: „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben.“¹⁰ Narrative Interviews ermöglichen den Blick auf eine konstru-

7 Cordula Lissner, „Alles konnten wir Ihnen natürlich nicht erzählen“. Oral History als Forschungsmethode in der Diakoniegeschichte, in: Jochen-Christoph Kaiser/Rajah Scheepers (Hgg.), *Dienerinnen des Herrn. Beiträge zur weiblichen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert*, Leipzig 2010, S. 83–101, Zitat: S. 86.

8 Ebd., S. 101.

9 Harald Welzer, Was ist autobiographische Wahrheit? Anmerkungen aus der Sicht der Erinnerungsforschung, in: Klaus-Jürgen Bruder (Hg.), „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“ – Psychoanalyse und Biographieforschung, Gießen 2003, S. 183–202; hier: S. 186.

10 Sigmund Freud, Brief an Arnold Zweig vom 31.5.1936, in: ders., *Briefe 1873–1939*, Frankfurt a.M. 1960, S. 423; zit. n. Klaus-Jürgen Bruder, „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“ – für wen?, in: ders., „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“ – Psychoanalyse und Biographieforschung, Gießen 2003, S. 9–37, hier: S. 9.

ierte Lebensgeschichte, nicht auf die Lebensgeschichte an sich. Dadurch werden ‚Mentalitäten‘ sichtbar, die ihrerseits wiederum Konstrukte sein können oder sich dem Vorverständnis der Interviewerin oder des Forschungsdesigns verdanken, so dass verglichen mit Rekonstruktionen aus vermeintlich valideren Quellen wie Akten oder Protokollen weniger eindeutige Ergebnisse erlangt werden. Die Typisierung ‚konstruierte Lebensgeschichte‘ mahnt somit zur Vorsicht. Jedoch dienen auch schriftliche Dokumente bestimmten Zwecken, die ihre Abfassung beeinflussen, wodurch sich ihr Quellenwert ebenfalls relativiert. Die für die Auswertung von Oral History Interviews vielfach verwendete so genannte ‚Dokumentarische Methode‘ von Ralf Bohnsack betont dennoch, dass neben der subjektiven Sicht der Person auch ihr ‚handlungsleitendes Erfahrungswissen‘ und ihr milieuspezifischer Hintergrund erhoben werden kann:

„Bezeichnungen und Äußerungen haben einerseits eine öffentliche oder gesellschaftliche und andererseits eine nicht-öffentliche oder milieuspezifische Bedeutung. So ist uns die öffentliche oder auch ‚wörtliche‘ Bedeutung des Begriffs ‚Familie‘ unproblematisch gegeben, da wir alle ein Wissen um die *Institution* ‚Familie‘ [...] haben. Wir sprechen hier im Anschluss an Mannheim (1980) von einem *kommunikativen* oder auch *kommunikativ-generalisierendem* Wissen und von konjunktiven Erfahrungsräumen [...]. Die dokumentarische Methode ist darauf gerichtet, einen Zugang zum konjunktiven Wissen als dem je milieuspezifischen Orientierungswissen zu erschließen.“¹¹

Was für Bohnsacks handlungsleitendes Erfahrungswissen am Beispiel ‚Familie‘ gilt, kann m.E. auch für die Diakonissenforschung fruchtbar gemacht werden, indem hier das selbstverständlich erscheinende Orientierungswissen von Frauen, die nicht in einer gleichgeschlechtlichen Gemeinschaft leben, nicht vorausgesetzt werden kann, sondern das konjunktive Erfahrungswissen von anderen Selbstverständlichkeiten geprägt ist, wie beispielsweise dem, auf eine Privatsphäre weitgehend verzichten zu müssen.¹²

11 Ralf Bohnsack, Dokumentarische Methode, in: ders. u.a. (Hgg.), Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung. Ein Wörterbuch, Opladen 2003, S. 40–44, Zitat: S. 42 f. (Hervorhebung im Original). Bohnsack bezieht sich hier auf Karl Mannheim, Strukturen des Denkens, Frankfurt a.M. 1980.

12 So jedenfalls ein Ergebnis meiner Untersuchung zur Frömmigkeit und Glaubenspraxis Kaiserswerther Diakonissen: vgl. Ute Gause, Frömmigkeit und Glaubenspraxis, in: Gause/Lissner (Hgg.), Kosmos, S. 145–173; hier: S. 167–169.

Für genderorientierte Forschung gilt darüber hinaus die These, die Helga Amersberger in ihrem Aufsatz „Zur Produktion von Geschlecht in lebensgeschichtlichen Interviews“, auf Englisch bezeichnenderweise betitelt mit „Doing Gender within Oral History“, vertreten hat, dass „die Verwendung der Kategorie Geschlecht, um Frauengeschichte sichtbar zu machen, sowie Männergeschichte als Norm zu dekonstruieren, immer auch die Gefahr birgt, geschlechtsspezifische Stereotype zu produzieren bzw. zu reproduzieren.“¹³ Das heißt: Das Suchen nach einer reproduzierten Geschlechtsspezifität in Interviews reproduziert die „strikte Dualität der Geschlechtskategorien“ und verstärkt sie damit.¹⁴

Helga Amersberger macht zudem darauf aufmerksam, dass auch den Interviewern und Interviewerinnen eine eigene verstärkende Rolle zukommt, wenn beispielsweise gezielt in Interviews bei Männern nach dem beruflichen Leben, bei Frauen nach der Familiengründung gefragt wird. Diese Fragen wurden Diakonissen selbstverständlich nicht gestellt, aber die Fragen nach der Herkunftsfamilie, dem privaten Leben vor dem Eintritt und der Prägung durch sie wären wohl weder von Interviewern noch bei Männern (Diakonen) in dieser Ausführlichkeit gestellt worden. Auch Helga Amersberger konstatiert: „In den Zeichnungen von Müttern (und Vätern) greifen die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner auf gesellschaftliche Vorstellungen und Normen zurück. Das heißt, sie schaffen keine neuen Bilder, sondern es findet eine neuerliche Bestärkung statt.“¹⁵

Im Kosmos Diakonissenmutterhaus – auch das vorab ein wichtiges Ergebnis aus dem Gesamtkontext – wird ‚Gender‘ bzw. ‚Geschlecht‘ nicht reflektiert. Die ‚Ordnung der Geschlechter‘ kommt zwar implizit zum Ausdruck, indem das Verhältnis zu den leitenden Schwestern und beispielsweise den Ärzten in den Krankenhäusern reflektiert wird, aber die Interviewten nehmen es nicht als eine eigene Konstruktion von Geschlechterordnungen und gesellschaftlichen Bedingungen wahr. Das ist keine Generationenfrage. Die Kategorie Gender gehört zum Habitus, d.h. zu den geronnenen Erfahrungen von Menschen in einem bestimmten Gesellschaftssystem, das Zweigeschlechtlichkeit ständig reproduziert.¹⁶ Diese Produktion bewusst zu halten, bedeutet, sie zu historisieren. Dafür

13 Helga Amersberger, Zur Produktion von Geschlecht in lebensgeschichtlichen Interviews, in: Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen (BIOS), Bd. 22 (2009) Heft 1, S. 105–116; hier: S. 105.

14 Ebd., S. 115.

15 Ebd., S. 113.

16 Vgl. zum Habituskonzept Pierre Bourdieus: Ute Gause, Kirchengeschichte und Genderforschung, Tübingen 2006, S. 88 f.

muss jedoch zunächst von der Konstruktion abgegangen werden, dass die Zweigeschlechtlichkeit gleichsam gesetzt, natürlich gegeben und damit unhinterfragbar ist. Heutige Generationen sehr junger Menschen – beispielsweise Studierende um die 20 – sind meist völlig überrascht, wenn man sie auf das ‚doing gender‘ in ihren eigenen Verhaltenskontexten aufmerksam macht.

Für unsere Fragestellung bedeutet das, dass die Frage nach Geschlecht und Hierarchie nicht explizit gestellt wurde und dass vermutet werden kann, dass eine Frage danach auch auf Abwehr gestoßen wäre. Implizit wird Unterordnung ständig thematisiert, Geschlecht und Geschlechterverhältnisse sind jedoch kein Thema. In einem anderen Kontext habe ich aufgrund dieses Befundes auch verneint, dass es eine besondere Affinität der Diakonissen zur Mütterlichkeit gäbe. Die Kaiserswerther Schwestern betten ihre Lebensgeschichte in ein religiöses Lebensmotto ein und reklamieren ihre je eigene Persönlichkeit und Frömmigkeit damit. Sie haben sich ihren Beruf im Kontext ihrer Religiosität gesucht. Weiblichkeitsideale haben dabei keine Rolle gespielt und weibliche Vorbilder – also die Ikonen der Kaiserswerther Diakonie, Friederike und Caroline Fliedner – werden in keinem einzigen Interview aus eigenem Antrieb genannt, auch wenn der Berufswunsch häufig dadurch entstand, dass die Frauen als Kinder eine beeindruckende Gemeindegemeinschaft kannten.¹⁷

Im Zweifelsfall wird der Status der Diakonisse von Frauen einer bestimmten Generation sogar als Freiheitsgewinn gesehen und damit als ein Gegenentwurf zur Ordnung der Geschlechter, weil man nicht heiraten ‚musste‘, wie es in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch erwartet wurde. Eine Schwester, nämlich die 1904 geborene Minna M., schilderte dies aus- und eindrücklich. Die Interviewerin gab selbst das Stichwort für diese Passage, indem sie erzählte, dass sie wegen ihres Freundes in J. wohnt, weil er dort arbeite. Die Schwester entgegnete verständnisvoll: „Ach ja ist ja auch gut müssen Sie auch machen damit Sie sich richtig kennenlernen nicht“¹⁸ und schließt an:

„Das ist ganz wichtig fürs ganze Leben (2) / dat / ich hab dat / nicht kennen gelernt weil wir kein Interesse dafür hatten / ich weiß ich nicht / wir wurden zur Hochzeit mal mitgenommen von den Eltern meine Schwester und ich (1) / hatten dann mal n weißes Kleid waren tja so 21 Jahre / nö so alt waren wir noch

17 Vgl. Ute Gause, ‚Aufbruch der Frauen‘ – Das vermeintlich ‚Weibliche‘ der weiblichen Diakonie, in: Kaiser/Scheepers (Hgg.), *Dienerinnen*, S. 57–71; hier: S. 70.

18 Interview mit Schwester Minna M., geb. 1904, am 29.5.2002, S. 33, in: Fliedner Kulturstiftung Kaiserswerth (FKSK), Bestand 4–6.

gar nicht so 18 / bin ja mit 19 schon eingetreten/sehen se da waren wir noch viel jünger (1) / aber wir hatten kein Interesse zum Heiraten/wir wollten so bleiben nich / so unabhängig von jemanden / immer so jemanden um sich zu haben / das wollen wir nicht beide / das die das genau dasselbe meine Schwester war ja älter als ich (1) / nee mit Jungs hatten wir es nicht/manche liefen immer schon früh mit Jungs rum, aber (1) das war bei uns nicht drin / ich weiß nicht (1) / guck / und die Tina ja auch nich¹⁹

So wichtig es ist, sich kennenzulernen, und so viel Verständnis die Schwester für die Lebenssituation der Interviewerin auch aufbringen konnte: Eine Ehe war für die Schwester nie eine Option. Sie hatte sich bewusst dagegen entschieden. Im Vergleich mit Mädchen ihrer eigenen Generation hob sie dies als Besonderheit hervor, wobei sie ihre Schwester und ihre Freundin Tina, die später auch Diakonisse wurde, als weitere Ausnahmen nannte. Sie wollte sich hier offensichtlich nicht hervorheben, aber durchaus klarstellen, dass ihr eigener Lebensentwurf Unabhängigkeit bedeutet – weder das weiße Kleid noch der Besuch einer Hochzeit konnten sie vom Gegenteil überzeugen. Schrecklicher als eine enge Lebensgemeinschaft von Diakonissen erscheint ihr, „jemanden immer so um sich zu haben“. Wenn Ordnung der Geschlechter in den 1920er Jahren normalerweise Ehe bedeutete, so sieht man hier, dass das Diakonissesein eine Möglichkeit bot, diese damals noch fraglose Ordnung der Geschlechter zu durchbrechen.

19 Ebd. Die schrägen Trennstriche wurden nachträglich eingefügt, damit der Text besser lesbar ist [U.G.].

2. Die Ordnung der Geschlechter im 20. Jahrhundert

2.1 „Also wir haben wirklich alles mitgemacht, weil [...] man von innen heraus das [...] wollte“²⁰ – Unterordnung innerhalb der Mutterhushierarchie

Diese Überschrift zeigt die offizielle Lesart der Kaiserswerther Diakonissen alter Form: Sie sind selbstverständlich ihrem Mutterhaus und den festgefühten Ordnungen gegenüber loyal und zwar nicht aus Gehorsam und Unterordnung, sondern ‚von innen heraus‘ – weil man den Weg nach Kaiserswerth aus Berufung beschritt. An Kritik war eigentlich nicht zu denken. Umso interessanter ist, in den Erzählungen der Lebensgeschichten genau den Stellen nachzuspüren, in denen eine verhaltene Kritik an der Ordnung der Geschlechter zu spüren ist. Vielleicht als erster Befund: Hinsichtlich der Ordnung der Geschlechter stand nicht das Verhältnis männlicher Vorsteher – Diakonisse im Mittelpunkt der Wahrnehmung, sondern es geht sehr stark um das Verhältnis zu den leitenden Schwestern im Mutterhaus und auf den Stationen. Das Mutterhaus als prägende Ordnung und Sozialisationsinstanz sowie Einübungsort der Ordnung bzw. der Unterordnung kommt gleichsam beiläufig vor, fast in jedem Interview mit impliziter Kritik. Die Gemeinschaft der Schwestern untereinander bildete ein Gegengewicht. Das Verhältnis der Schwestern zur Leitungsebene ist wahrscheinlich nie unproblematisch gewesen. Dies kommt allerdings wiederum meist nur verklausuliert zum Tragen. Offiziell stehen die Schwestern hinter ihrem Mutterhaus und sind hundertprozentig von ihrem Lebensentwurf überzeugt.

Die 1930 geborene Schwester Helga O. berichtete sehr kritisch von den in Kaiserswerth geltenden (Geschlechter)Ordnungen. Zu ihrer Biographie ist zu sagen, dass sie in Ostpreußen geboren wurde und 1945 fliehen musste. Der Vater war seit 1945 vermisst und starb dann später in russischer Gefangenschaft, genauso ein Bruder. Stationen ihrer Tätigkeit in Kaiserswerth waren verschiedene Krankenhäuser, u.a. in Langenberg und Velbert. Außerdem arbeitete sie in der Mutterhausküche in Kaiserswerth, machte nach der Krankenpflegeausbildung in den Jahren 1964/65 noch eine Aus-

20 Interview mit Schwester Marieluise D. am 9.1.2003, S. 41 in: FKSK, Bestand 4–6. Es handelt sich um anonymisierte Interviews.

bildung zur Wirtschaftlerin in Bethel, arbeitete zehn Jahre in der Stammhausküche, bevor sie dann noch 16 Jahre in Tabea, dem Krankenhaus, in dem die Feierabenddiakonissen gepflegt wurden, als Krankenschwester tätig war. Sie selbst bezeichnet diese Arbeit als Hospizarbeit, in der sie den geistigen und körperlichen Verfall mancher vormals ‚gestandener‘ Schwestern miterleben musste.

Helga O. durchlief im Rahmen ihrer Tätigkeiten keine spektakulären Stationen. Sie übte auch keine leitenden Positionen aus. Sie arbeitete nie im Ausland. Sehr prägend für ihr gesamtes Leben waren die Flucht und der Verlust der Heimat – das Interview beginnt und schließt mit Berichten darüber, nämlich abschließend mit einer Schilderung eines bewegenden Besuchs in ihrem Heimatdorf, das jetzt in Polen liegt. Schwester Helga O. hatte mit achtzehn, also 1948, in Kaiserswerth als Probeschwester angefangen. Vorher hatte sie bereits ein Jahr als Hausgehilfin in Kaiserswerth gearbeitet. Im Rückblick auf diese Zeit stellte sie fest: „Kaiserswerth bestand nur aus Vorschriften“.²¹ Sie berichtete über ihre erste Zeit:

„ich war dann in Kaiserswerth im Feierabendhaus drei als junge Schwester und die ham das Unmögliche, von einem verlangt mit 18 musste man schon alles können so ungefähr ne, und die Stationsschwester das muss ich ganz ehrlich sagen, die ah hat äh Sachen erzählt die hinten und vorne nicht stimmten, ja, äh das habe ich aber erst hinterher erfahren und dann hab ich natürlich da fühlte ich mich überhaupt nicht wohl“.²²

Die Überforderung, die die sehr junge Schwester empfand, weil ihr direkt viel Verantwortung übertragen wurde, wird artikuliert. Das Mutterhaus kommt als unerbittliche Institution in den Blick. Zusätzlich litt die Schwester unter den strengen Regeln und der massiven Kontrolle und den Unterstellungen. Sie bekam in der dreimonatigen Probezeit – in der Besuche eigentlich verboten sind – Männerbesuch von einem befreundeten Schuhmacher aus ihrer Heimat, der ihr bei der Beschaffung von Schuhen helfen wollte. Er sah Kaiserswerth offensichtlich sehr kritisch und sagte während seines Besuchs: „In welches Gefängnis bist du hier nur gekommen“?²³ – Nachträglich teilte er diesen Eindruck der Schwester in einem Brief an sie offen mit. Dieser Brief wurde gefunden und von der Oberin gelesen:

21 Interview mit Schwester Helga O. am 26.3.2003, S. 13, in: FKSK, Bestand 4–6.

22 Vgl. ebd. [Von der Verfasserin leicht sprachlich bearbeitet.]

23 Ebd., S. 14.

„und da lag der Brief da ähm auf dem Tisch bei der Oberin, kennen Sie den Brief / ich sag ja / wie kommen Sie denn daran / haben Sie ihn noch nicht vermisst / ich sag nein wir haben erst am nächsten Tag Schreibnachmittag / ich sag da wollt ich den beantworten, und das war dann der Brief da wo ich die Schwesternschaft durch in den Schmutz gezogen hätte / ich wär ein Kindskopf (?) was die mir so alles an den Kopf geworfen hätte, ob ich da ein Verhältnis gehabt hätte mit dem Mann und der war noch mal so alt wie ich, ja, das wars, und dann sollt ich woh / ja das war für mich / da brach eine Welt zusammen“.²⁴

Das Kaiserswerther Mutterhaus als hierarchische Institution, die die Achtzehnjährige bis dahin fraglos akzeptiert hatte, büßte nun an Akzeptanz ein; seine Normen wurden fragwürdig. Es war zum einen die Erschütterung darüber, dass die Oberin sich nicht gescheut hatte, das Briefgeheimnis zu verletzen. Zum anderen war die Schwester schockiert über die Unterstellung, sie, die Achtzehnjährige, habe mit einem doppelt so alten Mann ein Verhältnis. Schließlich hatte die Angelegenheit noch das Nachspiel, dass sie zunächst nicht mehr in Kaiserswerth bleiben durfte, sondern in einem Altenheim in Solingen arbeiten musste. Ihre Mutter wurde zudem ohne ihr Wissen von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt. Auch dieser Vertrauensbruch schockierte sie, gerade weil ihre Mutter den Wunsch, Diakonisse zu werden, unterstützt hatte, obwohl sie noch nicht volljährig war.

Die Kränkung saß tief und führte zu einem vernichtenden Urteil über die leitenden Schwestern und die Oberin:

„aber das war n Fehler von Kaiserswerth, dass sie da Schwestern die keine pädagogische Ausbildung hatten an solche Stellen steckten, und da [...] hinkt die Mutterhausdiakonie, dass das war nicht nur bei uns in Kaiserswerth so sondern das war auch in Wedel so das war in den ganzen Häusern so so dass ich später mal gesagt hab: bei der Behandlung, die wir äh wir genossen haben ist es kein Wunder dass so viele gehen sondern dass so viele bleiben“.²⁵

Als Schwester Helga O. nun doch zur Probe in Kaiserswerth zugelassen werden sollte, weigerte sie sich zunächst. Danach, so schilderte sie stolz, ließ sie sich nichts mehr gefallen und wurde so auch respektiert.

Ein Wandel, was die Hierarchie angeht, erfuhr sie seit 1970, als Anemarie Günther Leitende Diakonisse wurde. Sie habe „zur Selbständig-

24 Ebd.

25 Ebd., S. 16.

keit erzogen“.²⁶ Trotzdem blieb Schwester Helga O. in ihrem Urteil ambivalent – sie konnte nicht, wie Norbert Friedrich das beschrieben hat, die „Institution als Schicksal“ akzeptieren,²⁷ sondern sie bedauerte auch am Schluss des Interviews nochmals, „wie man da mit den selbständigen Menschen umgegangen ist“²⁸ – die Ordnung der Geschlechter im Sinne einer abgestuften Hierarchie, in der die leitenden Schwestern Machtbefugnisse besaßen, die letztlich in die Persönlichkeitsrechte der Schwestern eingriffen, wurde als Zumutung zurückgewiesen.

2.2 „Ich arbeite nur mit Schwester Erna.“ – Ärzte und Schwestern

Als ein erster Befund ist vorauszuschicken: Die Vorsteher blieben weitgehend unsichtbar. Der Kontakt zum Vorsteher – das scheint jedenfalls für die noch zahlenmäßig umfangreichen Jahrgänge zu gelten und für die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg – war distanziert. Die 1913 geborene, 1932 eingetretene und 1938 eingeseignete Schwester Margot B. erinnert sich an nur einen einzigen persönlichen Kontakt:

„Eines Tages kam der Pastor von Lüttichau, unser Vorsteher, besuchte uns nachmittags zum Kaffee. Das haben wir schon gesagt: ‚Das ist aber etwas Besonderes!‘ Und dann hieß es, wir müssten innerhalb von 14 Tagen Krankenpflegeexamen machen. Es war nach 1938.“²⁹

Mit dem Besuch des Vorstehers war nicht zufällig die Zumutung verbunden, nun innerhalb kürzester Zeit das Krankenpflegeexamen abzulegen. Der Vorsteher repräsentierte – genau wie die Vorsteherin – die Spitze der Hierarchie mitsamt ihren Forderungen und wurde aus großer Distanz wahrgenommen.

Häufiger dagegen wurden die Ärzte auf den Krankenstationen erwähnt, die ebenfalls absolute Respektspersonen waren, aber doch insofern näher standen, als mit ihnen konkret zusammengearbeitet werden musste. Allerdings schimmert in den Berichten der Schwestern durch die Erzählungen häufiger eine größere Souveränität: Mit den Ärzten konnten sie es als

26 Ebd., S. 18.

27 Vgl. Norbert Friedrich, „Man wusste immer erst was, wenn man gerufen wurde“ – Die Institution als Schicksal, in: Gause/Lissner (Hgg.), Kosmos, S. 275–287.

28 Interview mit Schwester Helga O., S. 20, in: FKSK, Bestand 4–6.

29 Interview mit Schwester Margot B. am 27.8.2002, S. 6, in: FKSK, Bestand 4–6.

„Fachfrauen“ im Zweifelsfall aufnehmen. Margot B. erinnert sich an ihre Entsendung an das Deutsche Hospital in Istanbul, wo sie das Labor übernehmen sollte, obwohl sie noch nie im Labor gearbeitet hatte. Am Bahnhof wurde sie von der damaligen Oberin persönlich abgeholt, die auch bereits darüber informiert war, dass Schwester Margot keine Laborerfahrungen hatte. Sie sagte ihr direkt:

„[...] der Dr. Quinke darf das aber nicht merken, dass sie das nicht können.“ Dr. Quinke war der Chefarzt. Ich sagte: „Das ist aber schwierig.“ Dann war da eine Schwester, Schwester Helga, die ich vom kleinen Kursus kannte, das war so eine geborene Lehrerin. Sie hatte diese Arbeit vorher gemacht, und sie musste dann die Pforte übernehmen und hat mir geholfen. Das ging dann auch recht gut.“³⁰

Die Schwestern untereinander verbündeten sich gegen den Arzt; und das gelang ihnen auch, weil sie untereinander solidarisch waren. Zudem – das kommt indirekt zum Ausdruck – waren sie in der Lage, mit schwierigen Arbeitsbedingungen souverän umzugehen, und im Zweifelsfall sogar imstande, den Arzt zu täuschen. Eine ähnliche Beschreibung, aus der man entnehmen kann, dass die Diakonissen, die lange mit Ärzten zusammengearbeitet hatten, diese nicht als „Halbgötter in Weiß“ wahrnahmen, findet sich bei Schwester Hannelore D., die in höherem Alter eine Hüftoperation vornehmen lassen musste und sich gegen eine zu starke Narkose aussprach: „Ich wollte nicht so eine schwere Narkose haben, und da haben sie mich untersuchen lassen, und ich habe nicht eine so schwere Narkose gehabt, war nicht so benommen, ich bin heute dankbar, dass ich das Theater gemacht habe.“ Die Interviewerin verstärkte mitfühlend: „Gut, Sie waren ja auch vom Fach. Sie konnten da ja mitreden.“ Darauf antwortete die Schwester: „Ja, das ist von [...] im Krankenhaus sehr viel schwieriger, so was.“ Und sie fuhr fort: „Aber alle anwesenden Ärzte, Nasenarzt, Ohrenarzt, Nervenarzt, alle kamen, mussten mich untersuchen, war auch nicht so angenehm, (lacht) aber ich habe nicht so eine schwere Narkose gekriegt.“ Als Resümee äußerte sie selbstbewusst: „und die großen Narkosen sind zu schwer, das sehen unsere Ärzte noch nicht so ganz ein, aber ich bin froh, dass ich das Theater gemacht habe. Kann man auch mal machen, einen Tag Theater machen.“³¹

Die Ausgestaltung dieser erinnerten Szene ist fast dramaturgisch aufgebaut: Zwar wird das eigene Verhalten mehrfach als Theater bezeichnet

30 Ebd., S. 7.

31 Interview mit Schwester Hannelore D., S. 6, in: FKSK, Bestand 4–6.

und damit als eine schauspielerische Leistung, aber der Zweck ist erreicht worden: Ein Stab von Ärzten musste sich dem überlegenen Wissen der Schwester beugen, die wusste, dass eine solche Narkose für sie gefährlich werden könnte. „Das sehen unsere Ärzte noch nicht so ganz ein“, klingt fast etwas herablassend.

Das Selbstbewusstsein den Ärzten gegenüber scheint jedenfalls größer gewesen zu sein als das gegenüber der eigenen Institution, der man, wenn man Schwester bleiben wollte, eben auch auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Die Schwestern waren sich ihres Könnens und ihrer Leistungen bewusst. Sie behielten in den Krankenhäusern insofern ihre Unabhängigkeit, als sie ja von Kaiserswerth aus eingestellt worden waren. Die 1906 geborene, 1930 eingetretene und 1935 eingeseignete Schwester Erna O., die viele Jahre als OP-Schwester gearbeitet hat, erzählte:

„[...] und dann kam ich also nach Düsseldorf zu Professor (Weck?) als OP-Schwester, ja. Was, kannst du das denn? (Lachen) Jaja, aber ich musste es können und konnte es auch. Und dann hat er später gesagt, nicht viel später, ‚Ich arbeite nur mit Schwester Erna‘. Dann merkte sie sich das, da war denn in Düsseldorf-Fürstenwall, war ja ein großes Haus, ein großer OP, da waren vier OP-Schwestern und manchmal auch fünf. Und es war ein OP-Pfleger da, der nur für den OP da war und äh, es waren Ärzte da, ich weiß nicht wie viel Haufen, und äh, und dann der Chef und ich. Ja. ‚Ich arbeite nur mit Schwester Erna.‘ Och, habe ich gedacht (lachend)/ bin ich doch vielleicht ein bisschen mehr wert, vielleicht, wie die ganz kleinen Anfänger, also gut, also Erna, ich gab mich zufrieden und arbeitete mit ihm, wie lange [...], ich weiß nicht, mehrere Jahre.“³²

Sie erinnert sich sowohl an die Skepsis, die ihr anfangs entgegengebracht wurde, als auch an das offensichtlich große Vertrauensverhältnis. Sie war gleichsam die Auserwählte, obwohl es vier andere Schwestern, einen OP-Pfleger und zahlreiche Ärzte gab, die sie als ‚Haufen‘ wahrnahm, die also subjektiv nicht so bedeutend zu sein schienen. Kaiserswerth verhinderte dann die weitere enge Zusammenarbeit, weil man sie mit der Leitung einer Krankenpflegeschule beauftragte – aber Schwester Erna blieb unersetzlich: „Ja, ja, also ich musste die Krankenpflegeschule übernehmen und wenn besonders wichtige Dinge waren, dann durfte der Chef mich, der Chirurg, mich noch holen, zu Operationen. Also hatte ich so, quasi so’n bisschen doppelten Beruf, aber ich, na, das ging.“ Schwester Erna ist sich ihrer exklusiven Rolle sehr bewusst. Ihr Mutterhaus war der Störfaktor, der

32 Interview mit Schwester Erna O. am 10.12.2001, S. 9, in: FKSK, Bestand 4–6.

ihr die erfüllende Zusammenarbeit mit dem Arzt fast zerstört hätte. Die Autorität des Arztes machte es schließlich möglich, dass sie zwei Berufe ausübte. Sie bildete das in diesem Fall einmal stärkere Gegengewicht zur Institution.

3. Die Ordnung der Geschlechter

Gegenüber der Institution, den Vorgesetzten in Kaiserswerth, blieb im Grunde stets nur die Resignation. Die Schwestern mussten sich fügen; sie waren dem Mutterhaus ausgeliefert. Die Oberinnen, Vorsteherinnen und leitenden Schwestern werden meist negativ erinnert. Sie waren streng, unerbittlich, häufig ungerecht. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind also zunächst Kontinuitäten im Vergleich mit dem 19. Jahrhundert festzustellen. Erst Mitte der 1960er Jahre änderten sich hier die Verhältnisse. Mit Schwester Annemarie Günther – die bezeichnenderweise dann auch nicht Vorsteherin, sondern nur ‚Leitende Schwester‘ werden wollte – kam ein neuer Geist auf. Die Neuerungen sind auch mit dem Vorsteher Robert Frick verbunden, der von 1949 bis 1969 Vorsteher war. Er setzte mit einer – von vielen Schwestern nachdrücklich erinnerten – modernen Theologie sowie Modifizierungen bei den Einsegnungsordnungen und Hausordnungen, den Andachten und Bibellesestafeln neue Impulse und ließ die Hierarchien flacher werden.³³ Bedeutsamen Anteil an diesen Veränderungen hatte gleichermaßen Charlotte Renner, die Vorsteherin von 1956 bis 1970. Sie wollte – stärker noch als Frick – die Einsegnungsordnung verändern.³⁴

Hinsichtlich der eigenen Berufstätigkeit gab es dieses Hierarchiegefälle anscheinend nicht in so hohem Maße: Die Schwestern – vom Mutterhaus entsendet – waren gegenüber den Ärzten unabhängiger und selbstbewusster. Das gemeinsame Arbeiten schaffte ein besonders ausgeprägtes Vertrauensverhältnis. Erkennbar wird – so möchte ich resümieren –, dass die Diakonissen je nach Autoritätsverhältnis reagieren mussten. Dabei stand nicht so sehr das Geschlechterverhältnis im Vordergrund, sondern das jeweilige Abhängigkeitsverhältnis bestimmte maßgeblich die Reaktion. Hier waren die Optionen gegenüber den Ärzten vielfältiger; und es gab auch eine Solidarität der Schwestern untereinander. Im Hinblick auf die leitenden Schwestern bestanden diese Möglichkeiten der Verweigerung fast nicht. Renitenz bedeutete im Zweifelsfall, gehen zu müssen – und zwar

33 Vgl. Ute Gause, Kirchengeschichte, S. 206.

34 Vgl. ebd., S. 207–212.

meist in wirtschaftlich ungesicherte Verhältnisse. An die Kapitulation oder auch Resignation erinnern sich die Schwestern oftmals verbittert.

Im Sinne des ‚doing gender‘ muss konstatiert werden, dass Diakonissen vielleicht geschlechtsunspezifischer handelten als ihre zeitgleich lebenden Geschlechtsgenossinnen, da sie eben auch in einer für diese Frauengeneration unspezifisch verantwortungsvollen Berufstätigkeit standen. Sie prägte das Verhalten oft nachhaltiger als die Geschlechtszugehörigkeit.³⁵ Im Hinblick auf die Ordnung der Geschlechter in der Diakonie gilt – und ich formuliere es bewusst pointiert: Das Verhältnis von patriarchaler Macht und weiblicher Unterordnung, das sich in den offiziellen Vorgaben des Kaiserswerther Dienstideals spiegelt, ist in den Erinnerungen der Diakonissen stärker eines der Kapitulation vor matriarchaler Macht der leitenden Diakonissen. Dagegen konnten hinsichtlich der faktischen Krankenhaushierarchie, die den Schwestern gegenüber den Ärzten untergeordnete Positionen zuwies, Spielräume genutzt und erweitert werden. Nicht auszuschließen ist letztlich allerdings, dass das ‚doing gender‘ von Interviewerinnen und Auswerterinnen zu Fragen nach und Blicken auf das konjunktive Erfahrungswissen der Diakonissen geführt hat, der faktische Freiräume und Handlungsoptionen konstatieren und sichtbar machen will, weil sonst das in Erscheinung tretende Weiblichkeitsmodell vor allem ein für heutige Frauen unerträgliches wäre.

35 Vgl. als Aufsatz mit ähnlicher Stoßrichtung, aber anhand von Beispielen aus dem 19. Jahrhundert: Ute Gause, Aufbruch der Frauen – Das vermeintlich ‚Weibliche‘ der Weiblichen Diakonie, in: Kaiser/Scheepers (Hgg.), Dienerinnen, S. 57–71.